

Wöchentliche Beilage zur Chorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 8. 1892.

Verloren und gerettet.

Novelle von Ernst Otto Sopp.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Du weißt noch nicht, daß Richert gestorben ist?“ fragte Walter. „Wir können jetzt allen Groll gegen ihn schwinden lassen. Ich glaube, daß er einen unseligen Einfluß auf unseren Vater ausgeübt hat. Der Vater gab viel auf das Urtheil des alten Mannes, der sozusagen als Inventarium mit zur Firma gehörte und doch immer Reimer's Interessen weit mehr wahrgenommen hat, als die unseres Vaters. Ich weiß es ganz sicher, daß er eure Heirath sehr abfällig beurtheilte und den Vater unaufhörlich aufhetzte. Nun ist es vorbei, er thut Keinem mehr ein Leid an.“

Eine kleine Pause folgte. Endlich begann Walter wieder: „Ihr wißt vielleicht nicht, daß ich ganz unabhängig bin, auch vom Vater, und seit einem Jahre, da ich mündig geworden bin, mein eigenes Vermögen besitze?“

„Wohl aus Onkel Theodor's Vermächtniß?“ sagte die Schwester.

„Ganz recht. Onkel Theodor hat mir Alles hinterlassen, und ich wußte nie, wie bedeutend die Summe war, da ich früher selbst die Zinsen nie erhielt; ich brauchte sie ja auch nicht. Das ist Alles Richert's Werk, und ich fürchte, daß noch mehr zu Tage kommen wird. Auch daß Du von Onkel Theodor so ganz ohne Grund enterbt worden bist, ist nur durch seine Einkleisterungen geschehen. Es war ein Akt himmelschreiender Ungerechtigkeit, und ich bin gewillt, das in vollem Maße wieder gut zu machen. Rahmlow, Du tannst wohl dieser Tage auf mein Bureau kommen, wo wir das besprechen werden!“

„Hast Du Dich denn hier niedergelassen, lieber Schwager?“

„Ja, seit heute, oder wenn Du willst, schon seit gestern; ich eröffne ein Seidengeschäft im großen Styl, eine Art Seidenniederlage; wenn die Rhoner die Deutschen auch hassen, Geschäfte machen sie doch gern. Das Comptoir ist Niedernstraße Numero 4, wenigstens vorläufig, bis ich ein passendes Haus gefunden. Aber vor allen Dingen müßt ihr heute noch ausziehen und euch wieder einrichten.“

Er überreichte dem Schwager einige Hundertmarktscheine.

„Hier ist Alles, was ich gerade bei mir

habe — nein, keinen Dank, Heinrich, laß gut sein, Meta — es ist mir nicht nur eine große Freude, daß ich euch aushelfen kann, es ist mir auch ein Bedürfniß, dies zu thun. Bei besserer Pflege und guter Nahrung, so hoffe ich, werdet ihr euch bald wieder erholen. Und nun — schüttelt die Last ab, begrabt die Sorgen! Ein neues Leben beginnt für euch — und damit Gott befohlen. Ich habe heute noch so Manches in Ordnung zu bringen.“

Er nahm Abschied.

In der Weidenstraße 14 aber war die Sonne des Glückes aufgegangen! Mann und Frau saßen mit leuchtenden Augen da und lachten und weinten durcheinander. Gerettet! Gerettet!

2.

Monate waren vergangen, der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Draußen in der vornehmen Hamburger Vorstadt Uhlenhorst lag eine prächtige Villa inmitten eines wohlgepflegten Gartens. Die Wege waren mit dem feinsten Kies bestreut; sobald die Frühlingsnachtsfröste aufgehört hatten, pflegte der Gärtner allerhand Tropenkinder, die große exotische Blätter besaßen, Bananen- und Palmenarten, in den saftig grünen Rasen anzusetzen. Um die Veranda herum hingen Orchideen mit bizarren Formen, und den Pavillon umgaben hochstämmige Rosen. Der Fremde, der etwa vorüberging, blieb unwillkürlich stehen und bewunderte die wirkungsvolle Gruddirung und den Wechsel der Farben.

„F. W. Reimer,“ so stand es vorn angegeben; der reiche Reimer. Gewiß. Der ältere Theilhaber der Firma Hoffberg & Reimer. Gut ab! Ja, der sitzt auch im Vollen.

Es waren eigentlich lauter Mustermenschen, die in der stylvollen Villa wohnten, und Alles, was sie zeigten und besaßen, war großartig und



Prinz Ludwig von Bayern. (S. 58.)

kam der Vollendung sehr nahe. Die beiden wohlgenährtesten Wagenpferde Hamburgs waren diejenigen, welche F. W. Reimer sein eigen nannte; sie waren ungemein dick und fromm, denn Frau Konstanze Reimer, geborene v. Wieding, konnte unruhige Thiere auf den Tod nicht leiden. Die Bedienten hatten so rofige Gesichter und so tadellos weiße Wäsche, daß sie als Ideale ihrer Sonderart gelten mochten und für die Solidität des Hauses förmlich Ketten machten. Und war Herr Friedrich Wilhelm Reimer nicht einer der gewichtigsten Handelsherren, den man als Muster eines Hamburger Großkaufmanns hinstellen konnte? Glatt, verbindlich, klug: den Eindruck machte er immer; und durch einfache, aber sorgfältig gewählte Haartour und jugendlichen Schnitt des Rockes wußte er das große Publikum über die Zahl seiner Jahre mit Erfolg zu täuschen. Frau Konstanze Reimer, geborene v. Wieding, wußte es, daß sie mit siebenundvierzig Jahren nicht mehr um den Preis der Schönheit ringen durfte, aber sie hatte eine hoheitsvolle, würdige und imponirende Gestalt und eine ausgesuchte Toilette. Und wer verstand es besser zu repräsentiren, als sie? Ihre einzige Tochter Eleonore war ohne Frage schön. Es gab zwar Leute, die es auszusprechen gewagt hatten, Fräulein Eleonore sei eifrig, aber die Schönheit hatte Niemand geleugnet. Konnten manche Leute vielleicht das schöne Mädchen zu wenig?

Es war gerade nicht leicht, Eintritt bei F. W. Reimer zu erhalten, wenigstens in der engeren Familienkreis. Einmal im Jahre, höchstens zweimal, gaben sie einen sogenannten Omnibusball, ein Fest, bei dem alle möglichen Menschen eingeladen wurden, aber in den kleinen Kreis der Auserlesenen gelangten Wenige.

Von den Offizieren der Garnison erschienen von Zeit zu Zeit immer einige; dies waren die Neulinge, die sich einbildeten, sie brauchten bloß zu kommen, um zu siegen. Die älteren Kameraden lachten über sie; nach einer Weile kehrten sie denn auch ganz bescheiden zurück und „gaben das Kennen auf“. Nur Einer machte eine Ausnahme, und das war der Premierlieutenant Max v. V. L. heim, der „lächerlich“ reich und zu den Intimsten der Familie Reimer zu rechnen war. Aber entschieden war mit ihm auch noch nichts; Eleonore war gegen ihn von einer gleichmäßigen Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, die zu nichts verpflichtete und doch durchaus nicht abstieß. Er machte kein Hehl daraus, daß er in Eleonore verliebt war und nach ihrem Besitze trachtete.

„Ein merkwürdig diplomatisches Volk da draußen in Uhlenhorst“, sagte er eines Tages zu einem Kameraden, der ihn ausholen wollte, wie es mit seiner Werbung stände. „Ich bin in den letzten Monaten gar nicht recht vorwärts gekommen, wen gütens habe ich zu einer Erklärung keine Ermuthigung erhalten. Nach nahezu zwei Jahren noch immer dieselbe Geschichte. — Mit der Thür in's Haus fallen meine Sie? Ja, damit kommt Sie da draußen nicht durch; es scheint mir besser, auf eine günstige Stunde zu warten. Eine Entscheidung erzwingen kann man freilich immer, aber —“

Ja, es war da ein Aber erschienen, das vielleicht in engem Zusammenhang mit der Ankunft Walter Hoffbergs stand. Gleich bei der ersten Gelegenheit hatte Veltheim gemerkt, daß Walter nahezu wie ein Sohn des Hauses betrachtet wurde. Er wußte nicht recht, ob Walter und Eleonore ungefähr wie Brüder und Schwester angesehen werden sollten, oder ob Eleonore gar für den jungen Kaufmann bestimmt sei. Wie Alles im Reimer'schen Hause, so hatte auch diese Beziehung etwas Unge- wisses, Geheimnißvolles, das ein Uneingeweihter

gar nicht zu beurtheilen vermochte. Galt der reizende Augenaufschlag, den die schöne Erbin eben verschwendete dem jungen Kaufmann oder dem Offizier? Spielte sie mit Beiden, oder war schon Alles abgemacht?

Die beiden jungen Leute hatten mit der Familie das Abendessen eingenommen und saßen a' ein im Rauchzimmer, da Herr F. W. Reimer eben hinausgerufen worden war.

„Ich habe eigentlich keine Anlage zur Eifersucht, Herr Hoffberg“, sagte Veltheim, „aber das sehe ich, daß Sie hier nicht wenig intim sind.“

Walter zuckte gleichmüthig die Schultern. „Bester Herr v. Veltheim“, entgegnete er, „ich bin doch mit Fräulein Eleonore aufgewachsen; unsere Väter sind länger denn zwanzig Jahren Partner. Das gibt doch ein gewisses Anrecht auf Vertraulichkeit, es ist das Natürlichste, das Gegentheil wäre sonderbar.“

Weiter sprach sich Walter über den Gegenstand nicht aus.

Als sie ein wenig später mit den Damen und dem Hausherrn auf der Veranda saßen, sagte Frau Konstanze etwas spitz: „Herr Walter, Sie sind jetzt wohl Tag und Nacht in Ihrem neuen Geschäfte thätig? Denn wenn ich nachrechne, finde ich, daß Sie zu den selteneren Gästen gehören.“

„Natürlich hat Herr Hoffberg viel zu thun, liebe Frau“, bemerkte Herr F. W. Reimer, „ich weiß, was es heißt, ein Geschäft zu begründen.“

„Ja“, versetzte Walter, „es gibt Arbeit; dazu kam dann noch, daß ich in der ersten Zeit mein eigener Buchhalter war. Nun habe ich einen gefunden, der ausnehmend für mich paßt und das ‚Comp.‘ meiner Firma zugleich ausfüllt. Es ist mein Schwager Rahmlow.“

„Ihr Schwager?“ fragte Frau Konstanze verwundert. „Ich dachte doch, zwischen dem und Ihrem Herrn Vater —“ sie brach vor- sichtig ab.

Walter nickte. „Sie haben ganz Recht, Frau Reimer, es hat da Mißhelligkeiten gegeben. Indessen glaube ich nicht, daß mein Vater, wenn er mit seiner Frau aus Amerika zurückgekehrt ist, dann noch bei seiner ablehnenden Haltung bleiben wird. Rahmlow ist ein fleißiger Arbeiter und einer der tüchtigsten Kaufleute, die ich kenne.“

„Das will bei Ihnen etwas sagen“, fiel Eleonore ein. „Sie sind sehr artig mit Ihrem Lobe.“

„Aber Sie machten da vorhin eine Bemerkung“, sagte jetzt Herr F. W. Reimer, „die mich ein wenig in Erstaunen setzte. So viel ich weiß, war Herr Rahmlow gar nicht mittel- los, und jetzt ist er Ihr Compagnon?“

„Die einfachste Sache von der Welt. Onkel Theodor hat doch mir und Schwester Meta sein ganzes Vermögen hinterlassen.“

„Ihnen wohl, doch Ihrer Frau Schwester — davon ist mir nichts bekannt.“

Walter lächelte. „Nun ja, ich bin eigentlich der alleinige Erbe; aber da ist ein Kodizill, ein Anhängselchen, nach dem meiner Schwester ungefähr ebenso viel als mir zufällt. Rahmlow wußte nicht recht, was er mit dem Gelde anfangen sollte. Jetzt ist uns Beiden geholfen; er paßt gar nicht in eine untergeordnete Stelle, denn er ist sehr sprachkundig und hat einen weiten Ueberblick. Und unser Geld bleibt zu'ammen, so daß wir ganz selbstständig und von Niemand mehr abhängig sind.“

Walter hatte dies mit einer Sicherheit ver- kündet, über die er selber erstaunt war. Der Schwager mußte nicht nur aus dem Sumpf gezogen und gerettet, er mußte auch in die „Gesellschaft“ wieder eingeführt werden! Dies war das beste Mittel; über diese Neuigkeit

schwieg weder F. W. Reimer, noch seine Frau Konstanze, geborene v. Wieding.

„Da sind Sie bis jetzt wohl auch wenig zur Tante Luise hinausgekommen?“ sagte Eleonore, „ich habe die liebe Elise Möbbling auch sehr lange nicht gesehen.“

„Tante Luise“ entgegnete Walter, „ist ja erst vor kurzer Zeit aus Thüringen zurückge- kommen; ich denke, ich werde nächsten Sonntag bei ihr sein.“

„Nächsten Sonntag?“ sagte F. W. Reimer. „Nun da könnten Sie uns anmelden, wir werden, falls das Wetter gut bleibt, auf ein Sündchen hinüberfahren und die Damen zu unserem Gartenfeste einladen. Apropos, haben Sie Nachrichten von Ihrem Vater?“

„Er wird jetzt wohl in Chicago oder in Milwaukee sein. Das Land gefällt ihm außer- ordentlich, für die Menschen schwärmt er weniger. Vor Mitte September wird er schwerlich heimkehren.“

Herr F. W. Reimer hüftelte ein wenig. „Es thut mir eigentlich leid“, sagte er, „daß er nicht hier ist oder nicht eher kommt, ich würde wirklich etwas darum geben. Aber um Alles in der Welt, schreiben oder beschreiben Sie ihm nichts, Herr Walter, dann wäre es mit seiner Vergnügungsreise vorbei, und alle Jahre reist man ja nicht in die Sommerfrische nach Amerika. Die Wahrheit zu sagen, es steht eine kleine Krisis auf der Börse bevor, und das Schlimme dabei ist, daß gewöhnlich Niemand vorher weiß, welche Ausdehnung die Ge- schichte annehmen kann. Nun habe ich zwar keine Generalvollmacht auf alle Fälle; aber Sie wissen, wie das zuweilen geht, und ich holte weit lieber bei sehr dringenden Sachen meine Meinungsäußerung ein. Nur ist seine Adresse meist sehr unsicher, oder hat er Ihnen etwa Mittheilungen gemacht?“

„Nein“, sagte Walter, „es war noch nicht gewiß, ob er nach San Francisco gehen wollte oder nicht; die Reise scheint für seine Frau etwas angreifend. Aber Sie werden mir ja angeben können, wann ein Telegramm zweck- mäßig erscheint; vielleicht erreicht es ihn, da ich einige Adressen seiner Bekannten habe.“

„Hoffentlich kommt es gar nicht zu der Nothwendigkeit“, meinte der Herr.

Der Lieutenant hatte sich während dieser Unterhaltung, die ihn wenig interessiren mochte und in die er auch nicht recht eingreifen konnte, lebhaft mit Eleonore beschäftigt, doch meist nur einfältige Antworten erhalten. Das schöne Mädchen war augenscheinlich auf der Hut und bemühte sich, ihrem Bewerber den Sieg nicht zu leicht zu machen. Oder war Walter's An- wesenheit daran Schuld, daß sie so auffallend verstummte?

Der nächste Sonntag fand Walter Hoff- berg schon zeitig gerüstet; bis Sülldorf, in dessen Nähe Tante Luise's Anwesen lag, war eine gute Strecke; und da er den Tag voll auszunutzen gedachte, hatte er beschlossen, bald nach Sonnenaufgang aufzubrechen. Die Pfä- bellen, die er kürzlich erstanden hatte, bewährten sich als treffliche Renner.

Es war ein herrlicher Spätsommertag; von den Marschiesen her drang der berau- schende Duft frisch gemähten Heus, und die Berchen stiegen so jubilirend gen Himmel, als gäbe es nur Luft und Freude in der weiten Welt. Walter war so lange von der deutschen Heimath getrennt gewesen, daß ihn ein behag- liches Wohlgefühl erfaßte. Auf den Aedern lag Feiertagsstille; wie ein großer blühender Garten erschien die ganze Gegend.

In gehobener Stimmung traf er unter den Linden ein, die das Gehößt seiner Tante um- schatteten. Sie selbst und Elise Möbbling, die jüngere Schwester der zweiten Frau seines

Waters, stand an der Thür des strohbedeckten einfachen Hauses, um den Willkommensgruß zu bieten.

„Walter, mein Junge!“ sagte die alte Frau, „wie freue ich mich! Du siehst so geund und frisch aus, auch in der Fremde scheint es Dir gut gegangen zu sein. Hier ist Elise, Frau Madeleine's Schwester.“

Walter umarmte die Tante, die ein überaus wohlwollendes und gutmüthiges Gesicht zeigte, und schüttelte freundlich die feine weiße Hand des jungen Mädchens. Wie reizend sah dasselbe im einfachen hellen Morgenkleide aus! Unwillkürlich drängte es ihn zu einem Vergleich zwischen Eleonore Keimer und ihr. Die reiche Erbin, seine alte Jugendfreundin, erschien weit stolzer, ihre Schönheit war vornehmer, ihre Miene überlegener und selbstbewußter, Einfachheit und Natürlichkeit mußte man bei ihr eben nicht suchen, ihre feurigen Blicke hatten etwas Gebietendes, und ihr Wesen besaß etwas Berechnendes, das ihn oft wie ein kühler Hauch anwehte.

Elise Mödler hatte dagegen etwas Innigeres und Gehaltvolleres; ein träumerischer, sehnsüchtiger Zug lag um ihren Mund. Dem entsprachen die ungewöhnlich langen Wimpern, die ihre haselnußbraunen Augen umschatteten. Eleonore konnte die Leidenschaft eines ungestümen Herzens erregen, Elise die Liebe, eine lange, nimmer endende Liebe entzünden. Die Eine eine lohende Flamme, die Andere ein gleichmäßig glühendes Feuer.

Unter dem großen Lindenbaum war das einfache Frühstück bereitet.

„Du warst lange krank, Tante Luise?“ begann Walter, „und bist jetzt erst heimgekehrt?“

„Ja,“ sagte Tante Luise, „es hat mich hart mitgenommen. Du mußt nicht vergessen, daß ich um eine ganze Reihe von Jahren älter als Dein Vater bin, da verwindet man eine ernste Krankheit nicht so bald. Doch nun geht es wieder, Elise hat mich so getreulich und aufopfernd gepflegt — ja, sieh sie nur an, es steckt viel von einem Engel in ihr!“

„Tante!“ bat Elise erröthend.

„Man soll nicht so geradeaus loben, das wolltest Du eben sagen; doch warum soll Walter das nicht erfahren? Nichts aber hat mich mehr gereut, als ein Brief Meta's, den ich neulich empfing. Heinrich ist mit Dir im Geschäft? Und hast Du ihre Kinder gesehen?“

„Ja,“ erwiderte Walter, „sie sind Alle wohl und munter; Du wußtest wohl nicht, daß es ihnen bis dahin nicht sonderlich, oder vielmehr ganz traurig erging?“

„Ich wußte es, daß sie schwere Sorgen hatten, und habe deshalb zweimal an Deinen Vater geschrieben. Meine eigenen Mittel sind gering; die langwierige Krankheit kostete so viel, daß ich mit meinem bißchen Gelde nur so knapp langte. Meinen letzten Brief hat er in Vater gar nicht erhalten, da schwamm er schon auf dem großen Wasser. Hast Du Nachricht von ihm?“

„Es geht Alles gut. Und Sie, Fräulein Elise, Sie vergraben sich hier in die ländliche Einsamkeit? Mich wundert, daß Sie früher nicht öfters zu Ihrer Frau Schwester nach Hamburg gekommen sind, wenigstens in der Ballsaison.“

„Madeleine hat mich oft genug aufgefordert,“ sagte Elise, „an ihr liegt die Schuld nicht; ab'r ich weiß nicht, wie es kam, ich fühlte kein rechtes Interesse. Die Gesellschaft war mir unbekannt; Fräulein Keimer war ja in ihrer Weise recht liebenswürdig, aber wir harmonirten nicht so ganz.“

„Und darf ich fragen, warum nicht?“

„Ich möchte es lieber nicht sagen.“

„Ist es etwas so Unvortheilhaftes?“

„Nein, dann will ich es lieber gestehen,

wenn Sie dies annehmen. Eleonore ist ein kluges und schönes Mädchen, aber —“

„Sie glauben, Eleonore hat kein Herz?“

„Nein, o nein, Herr Hoffberg, das ist viel zu viel gesagt. Nein, sie weiß, daß sie schön ist, sie weiß, daß sie ungeschwämmt wird, sie weiß, daß dieser sie liebt und Jener sie verehrt, und das Alles hat sie vielleicht zu berechnend gemacht, auch im guten Sinne. Ich glaube, sie kann sich in den schwierigsten Lagen fassen und lieblich lächeln, während ihr das Herz blutet. Mir kommt ihr ganzes Leben, wenn ich so sagen darf, zu gekünstelt vor.“

Tante Luise hatte lächelnd diesem Erguß angehört. „Wir lieben das Einfachere und Herzlichere,“ sagte sie, „aber die Keimers sind Alle so, sie sind von einer geradezu unheimlichen Vollkommenheit.“

„Du wirst sie heute noch sehen, Tante, sie werden kommen, um Dich und Fräulein Elise zu ihrem Gartenfeste einzuladen.“

„Nun, Elise, das mußt Du mitmachen, es ist dort sicher eine glänzende Gesellschaft versammelt,“ sagte die Tante, „mit mir ist es freilich unsicher, ich weiß nicht, ob ich mir schon so viel zutrauen darf.“

„Ich glaube, Keimers werden sich sehr anstrengen,“ bemerkte Walter, „und mein Vater wie Frau Madeleine würden es wohl gerne sehen, daß ihr hingehet.“

Dieser Grund schlug durch; die Einladung wurde auch in der That von Keimers in höchlichster Form selbst überbracht, und als die Woche vergangen war, die dem Feste voranging, erschien Elise in duftigster Toilette. Walter hatte ihr köstliche frische Blüten gesandt, er hatte auch die Hoffbergsche Galatsche in Thätigkeit gesetzt und holte die Damen zum Gartenfeste ab. Elise wurde in ihrem geschmackvollen Anzuge allgemein bewundert, auch von Eleonore Keimer, die es ganz offen aussprach, Elise sei die Schönste im Kranze der Schönen des Abends.

Sie dachte nicht daran, daß Elise ihr bei Walter gefährlich werden könne. Sie begünstigte den jungen Mann an diesem Abende in hervorragender Weise, so daß der Lieutenant v. Veltheim sich betrübt in eine Nische an das reich ausgestattete Büffet zurückzog und einem Kameraden heimlich anvertraute, er sei geschlagen und werde den ersten Preis im Rennen wohl nicht erhalten.

„Spielt sie Komödie?“ dachte Walter Hoffberg. Sie erinnerte ihn an die Zeit, da sie Tanzstunde zusammen gehabt hatten. Ja damals war Walter in heißer Liebe zu ihr entbrannt, in der Tanzstundenzeit, in der das Wort „Liebe“ eine eigene Bedeutung hat und nicht sehr langlebig zu sein pflegt.

Er hatte ihr in jenem Kauf der ersten Reigung Verse gewidmet, die von den leichtsinnigsten Reimen strotzen und glühende Gefühle verriethen, so leidenschaftlich, daß sie für einen reichen Hamburger Kaufmannssohn gar nicht zu passen schienen. Von seinem Taschengelde hatte er ihr einen Ring gekauft. Wo waren die holden Tage mit ihren Träumen geblieben? Es mußte doch etwas bedeuten, daß sie an dem Festabende gerade diese alten Geschichten wieder hervorluchte. Und dabei ruhten ihre strahlenden Augen auf ihm, als ob sie tief in seinem Herzen lesen wollten.

Das Keimer'sche Haus feierte natürlich einen großen Triumph, denn alle Veranstaltungen waren unter Frau Konstanze's kundiger Leitung vortrefflich vorbereitet. Die bengalischen Flammen im Garten sprühten ihre grünen Lichter, der Sekt war eisalt, die Speisen waren reichlich und wohlgeschmeckt, die Musik war hinreißend; ja, wenn Keimer's ein Fest gaben, so war es das hervorragendste der Jahreszeit. Der Glanz der Firma mußte strahlen; was kümmer ten

sich die Millionäre um die kleinen Krisen der Börsenjobber? —

Nitternacht war vorbei, als ein Bedienter erschien, der Walter Hoffberg ersuchte, einen Augenblick aus dem Garten in die Vorhalle treten zu wollen. Ein Bote war mit einem Briefchen gekommen, das sein Schwager Rahm-Low noch in so später Stunde abgesandt hatte. Es enthielt ein paar kurze Zeilen: „Ich habe heute Abend aus bester Quelle erfahren, daß bei Ohlsen & Krüger morgen Mittag der Konkurs erklärt wird. Die Firma Hoffberg & Keimer soll sehr stark engagirt sein.“

Gab der alte Fuchs einen Ball, um seine Niederlage vor der Welt zu verbergen? War Grund für irgend eine Besorgniß vorhanden? Der nächste Tag mußte die Lösung bringen; das Mittel erschien doch etwas abgebraucht, den Ruf und den Kredit durch eine auffallend kostspielige Festlichkeit heben und stützen zu wollen. Außerdem war ja gar nicht anzunehmen, daß Walter's Vater vor seiner Abreise eine Generalvollmacht in unbeschränkter Weise gegeben und sein gesamtes Vermögen zur Disposition seines Theilhabers gestellt habe; nein, das war undenkbar. Walter wußte, daß sein Vater einer der gewichtigsten Geschäftskenner war; ganz Hamburg unterschrieb das. Ein Verlust war wahrscheinlich, aber damit war noch nicht gesagt, daß gleich der Zusammenbruch der reichen Firma erfolgen mußte.

Trozdem war ihm die fröhliche Laune jetzt verdorben, und die Freude am Feste gestört. Er benutzte eine Gelegenheit, die sich gerade bot, um die Tante Luise anzureden, ohne daß Jemand darauf achtete.

„Tante,“ sagte er, „ich finde, Du siehst müde und abgespant aus.“

„Ja, mein Junge, das bin ich auch, wenn ich offen sein soll. Die Nachtschwärmerei taugt nicht mehr für alte Leute.“

„So laß uns aufbrechen.“

„Wo denkst Du hin? Was wird Elise sagen? Und das Aussehen, das erregt wird! Wir wären die Ersten —“

„Nein,“ unterbrach sie der Neffe, „Aussehen darf es nicht machen. Ich will schon Alles machen; wenn Du Elise benachrichtigen willst, so entferne dich heimlich und erwartest mich an der hinteren Einfahrt.“

So kam es, daß die Drei ganz plötzlich wie in einer Vertiefung verschwanden. Die Heimfahrt war nicht sehr ergötzlich, denn die Tante schlief, und Elise gab nur kurze Antworten. Eleonore's Taktik war von ihr deutlich genug bemerkt worden, ihr Sturmlaufen war gar zu offen gewesen.

Ihr Verhältnis ist sonnenklar,“ dachte Elise, „sie lieben einander. Warum sie es mir nur noch verheimlichen wollen?“

(Fortsetzung folgt.)

Prinz Ludwig von Bayern.

(Mit Porträt auf Seite 57.)

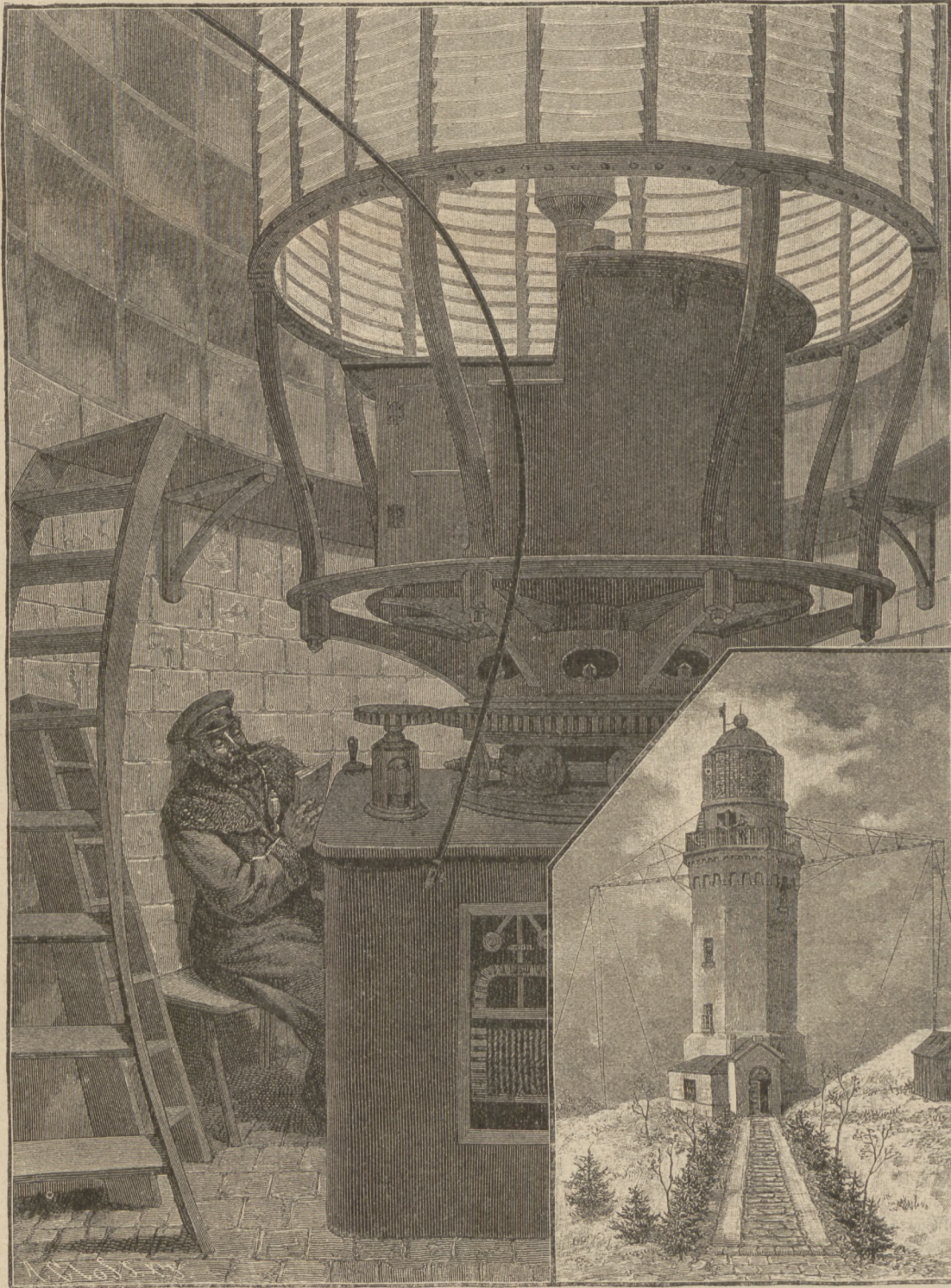
Prinzregent Luitpold von Bayern hat vier Kinder, von denen der älteste Sohn, dessen Bildniß wir auf S. 57 bringen, als dereinstiger Regent von Bayern natürlich ein ganz besonderes Interesse erregt. Prinz Ludwig Leopold Joseph Marie Aloys Alfred von Bayern ist am 7. Januar 1845 zu München geboren, erhielt unter den Augen seines Vaters eine sehr gebiegene Erziehung und ist gegenwärtig General der Infanterie und Mitglied der Kammer der Reichsräthe, in der er zum Deisteren das Wort zu ergreifen pflegt. Der Prinz gilt für einen tüchtigen Juristen und Nationalökonom und betreibt eifrig landwirthschaftliche Studien. Die Einfachheit, welche sich im Leben des Prinzregenten Luitpold kundgibt, hat dieser durch die Erziehung auch seinen drei Söhnen mitgetheilt, von denen besonders Prinz Ludwig es ihm darin nachthut. Er bewohnt in München das Leuchtenberg-Palais am Odeonsplatz, im Sommer hält er sich meist auf seinem Landgute Amsee bei Lindau auf, wo er mit seiner Familie einen einfachen

bürgerlichen Haushalt führt. Vermählt ist Prinz Ludwig seit dem 20. Februar 1868 mit der Prinzessin Maria Theresia, einer Tochter des verstorbenen Herzogs Ferdinand von Modena, die ihm eine Reihe blühender Kinder geschenkt hat. Der älteste Sohn ist Prinz Rupprecht, geb. den 18. Mai 1869.

Der Leuchthurm bei Nidden auf der kurischen Nehrung.

(Mit Abbildung.)

Der auf der kleineren Skizze nebenstehenden Bildes dargestellte Leuchthurm steht inmitten der kurischen Nehrung auf einer hohen Düne bei dem Dorfe Nidden. Auf seiner Außenseite befindet sich ein eisernes Gerüst zum Aufhissen von Sturmwarnungssignalen für die Schiffer und Fischer jenes Küstenbezirks. Der Leuchtapparat in der sogenannten Laterne des Leuchtharms besteht aus einem gewaltigen Petroleumrundbrenner mit mehreren konzentrischen Dochtreihen. Auf unserem Hauptbilde ist oben der Brenner selbst nicht mehr sichtbar, sondern nur der darunter befindliche Delbehälter. Dieses Licht, das neben dem Untergerüst feststehend ist, umgibt ein drehbares Eisengeßell mit einer Menge Glasblenden, die wie die Stäbe an hölzernen Fensterläden übereinander gereiht und in der Mitte linienförmig geschliffen sind. Das Eisengerüst, welches diese Gläser trägt, die das durch sie hindurchfallende Licht verstärken, wird durch ein Uhrwerk in Umdrehung versetzt. Je nachdem nun das Licht mehr durch die Mitte oder die Seiten der sich drehenden Gläser fällt, erscheint es stärker oder schwächer und macht aus der Ferne den Eindruck, als ob es erlösche und wieder auftauche. Zwei Wächter versehen abwechselnd den Nachtdienst auf dem Leuchthurm und wachen darüber, daß der Apparat die ganze Nacht hindurch richtig arbeitet.



Der Leuchthurm bei Nidden auf der kurischen Nehrung.

Baumfalke und Rauchschwalben.

(Mit Bild auf Seite 61.)

Der in ganz Deutschland häufige Baumfalke gehört zu den kleineren Eideckeln, ist aber ein außerordentlich gewandter und schneller Flieger, so daß ihm selbst die pfeilgeschwinde Hauschwalbe zum Opfer fällt, wie er denn überhaupt der Schrecken aller kleineren Vögel ist. Nur die an Fluggewand-

heit fast unübertroffene Rauchschwalbe wagt es, auch diesem Räuber zu Leibe zu gehen, und verleidet ihm oft die Jagd. Sobald nämlich die Rauchschwalben den Baumfalken erblicken, stürzen sie sich mit betäubendem Geschrei auf ihn, stoßen nach ihm und setzen ihn nicht selten derartig in Verwirrung, daß er, ohne eine Beute gemacht zu haben, beschämt von dannen streicht. Auf unserem Bilde S. 61 ist es einem Baumfalken gelungen, im jähen Niederstoßen ein kleines Vögelchen mit den Fängen zu packen. Aber nicht ungehorsam soll er damit seinen Horst erreichen.

Auf dem Meeresgrunde.

Erzählung von A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Ich war als Tauchermeister bei einer der großen Bergungsgesellschaften in Hamburg angestellt, welche sich die Hebung untergegangener Schiffe und, wenn dies nicht möglich ist, die Rettung möglichst vielen untergegangenen Gutes zur Aufgabe machen. Wenn ein Schiff nicht gerade durch eine Explosion vollständig zertrümmert wird und nur infolge eines Leckes auf den Meeresboden sinkt, dann kann unter sonst günstigen Umständen ein großer Theil des oft kostbaren Frachtgutes, vor Allem aber auch die werthvolle Ausrüstung des Schiffes gerettet werden. Es haben sich zu diesem Zwecke Gesellschaften gebildet, welche nicht nur Mannschaften, sondern auch Schiffe und alle nöthigen Gegenstände zur Hand haben, um auf eine telegraphische Aufforderung sofort, wo es erforderlich ist, die Bergungsarbeiten zu beginnen.

Vor ungefähr zwei Jahren erhielt unsere Gesellschaft aus dem dänischen Orte G. an der Ostküste von Jütland die Aufforderung, augenblicklich Mannschaften und Schiffe zu senden, um die Hebung von zwei Lastdampfern zu veranlassen, die kurz vor dem Hafen Nachts zusammengelassen und gesunken waren. Die Mannschaften hatten sich noch retten können, aber die Schiffe lagen auf dem Meeresgrunde und mit ihnen eine außerordentlich werthvolle Ladung, welche zum gro-

Schon sind die behenden Rauchschwalben auf den Räuber aufmerksam geworden und verfolgen ihn nun mit erzürntem: Wüw! Wüw! Der kühne Räuber wird wohl bei ihren fortgesetzten Angriffen noch seine Beute fahren lassen und das Weiße suchen müssen. Von den Hauschwalben dagegen fallen in Gegenden, wo die Baumfalken häufig sind, so viele dieser Raubvögel zum Opfer, daß man ihre Abnahme deutlich bemerken kann.

ßen Theile chinesische Waaren enthielt, die der eine Dampfer aus den russischen Häfen gebracht hatte, während der andere zum Theil mit werthvollen Metallbarren beladen war, deren Bergung allein die entstehenden Kosten lohnte. Die Schiffe lagen an einer Stelle, die leicht der Versandung ausgesetzt war, und es bedurfte nur eines oder zweier Stürme, wie sie im Kattegat so oft herrschen, um die Schiffe vollständig im Sande verschwinden zu lassen. Gie



Baumfalke mit seinem Raube von Rauchschwalben verfolgt. (S. 60)

that daher Noth. Zwanzig Mark wurden für die Stunde jedem Taucher bewilligt, und so rasch der Dampfer uns und unsere Taucherschiffe schleppen konnte, ging die Fahrt von Hamburg an der Westküste von Schleswig-Holstein, Jütland, um das Kap Stagen herum, unserem Bestimmungsart zu.

Wir gingen sofort an's Werk, und bald konnten wir feststellen, daß die Schiffe noch ziemlich gut erhalten waren, daß aber in der That die Versandung bereits beginne. Es wurden schwimmende Bojen an der Stelle befestigt, wo die Schiffe lagen, dann gingen wir in der Nähe der Stadt G. in einem Hasen vor Anker, um dort in einem Dörfchen unseren Aufenthalt zu nehmen, da von diesem aus die Stelle, wo die Schiffe lagen, am besten zu erreichen war.

Hier kam gleich am ersten Tage ein Däne zu mir, der sich Olaf Nielsen nannte und mir seine Dienste als Taucher anbot. Er war früher bei englischen Tauchergesellschaften beschäftigt gewesen und kannte zwar nur die Arbeit mit dem Staphanderanzug, während wir mit dem französischen System arbeiteten, aber er zeigte mir englische Zeugnisse, aus denen hervorging, daß er in der That ein tüchtiger Taucher war; nur in einem Zeugnisse fand ich die Mittheilung, daß er wegen Unbotmäßigkeit und Schlägerei an Land entlassen worden sei. Ich hatte indeß nicht allzuviel Mannschaften mit mir und konnte nicht wissen, ob ich nicht Ersatz brauchen würde; ich stellte also Olaf Nielsen unter der Bedingung an, daß er am nächsten Tage ein Probetauchen unternähme. Da dieses zu meiner Zufriedenheit ausfiel, so wurde Olaf Nielsen Mitglied unserer Truppe.

Wir fuhren jeden Morgen hinaus an die Stelle, wo die Schiffe lagen, kleideten die Leute an, setzten die Pumpen in Bewegung und ließen in einer Tiefe von vielleicht dreißig Metern mit zweistündlicher Ablösung arbeiten. Das eine der Schiffe ließ sich ziemlich rasch entleeren, das andere aber und gerade dasjenige, in welchem sich die Metallbarren befanden, hatte sich gänzlich auf die Seite gelegt, so daß es sehr gefährlich war, in sein Inneres einzudringen. Wir hatten uns daher darauf beschränkt, den Inhalt des anderen vorerst zu bergen, da ja die Metallbarren im Wasser nicht verderben. Nun hieß es aber auch, sich an die Bergung der letzteren zu machen, nachdem wir bereits vierzehn Tage in dem kleinen Dorfe gewilt hatten, wo wir in dem einzigen Wirthshaus wohnten.

Wir waren dort in einem schuppenartigen Gebäude untergebracht, das man für uns eingerichtet hatte, und genossen vom Wirth allelei Vergünstigungen und Aufmerksamkeiten, denn die Taucher verzehren etwas. Die Taucherarbeit erfordert eine besonders kräftige Ernährung, und es darf in Bezug auf Essen kein Geld gespart werden. Ebenso müssen die Taucher guten Wein trinken, während ihnen sonst Spirituosen untersagt sind. Unter solchen Verhältnissen ließen wir etwas drausgehen, und Olaf Nielsen that noch alles Mögliche, um uns zu Mehrausgaben zu veranlassen.

Ich kam auch bald dahinter, daß er mit Erik Haiger, dem Inhaber des Gasthofes, sehr eng befreundet war. Ferner erfuhr ich, daß Olaf Absichten auf Thyra, die Tochter Haiger's, habe, und daß dieser nicht abgeneigt war, sie ihm zur Frau zu geben, da Nielsen nicht ohne Mittel zu sein schien und auch Lust zeigte, später das Wirthshaus zu übernehmen.

Thyra, die Tochter des Wirthes, war eine jener blonden Schönheiten, wie man sie unter den nordischen Frauen öfters findet. Diese lichterhaarigen, blauäugigen Gestalten von stolzem Wuchs, mit der königlichen Haltung des Kopfes,

mit dem schlanken Körper, dem gleichwohl die Fülle nicht fehlt, haben dadurch etwas Eigenthümliches, daß ihr blondes Haar und ihre blauen Augen den eigenthümlichen Eindruck machen, wie ihn fast nur die feurige Brünnette hervorruft. Es fehlt ihnen das Kalte, Leidenschaftslose, das man sonst an Blondinen findet, und insbesondere die Augen solcher Mädchen und Frauen sind von einem fast bezaubernden Glanze.

Das sollte auch einer meiner deutschen Taucher, Namens Martin Jensen, erfahren, denn schon nach einiger Zeit merkte ich, daß er sich merkwürdig viel in der Wirthsstube aufhielt, wenn Thyra da war, um ihrem Vater beim Bedienen der Gäste zu helfen. Sonst war sie in der Küche, wo sie an Stelle der verstorbenen Mutter die Geschäfte besorgte. Ich hatte Martin bisher zwar für einen tüchtigen Arbeiter gehalten, aber sonst für einen recht harmlosen Menschen, dem ich kaum den Muth zutraute, die Eroberung eines Mädchens zu wagen. Und doch kam ich auf andere Gedanken, als ich ihn eines Sonntags zufälliger Weise in dem Laden des einzigen Goldarbeiters zu G. traf, wo er eine goldene Kapsel mit Kette erhandelte, und ich dann drei Tage später diese Kapsel am Hals Thyra's prangen sah. Martin hatte ihr also ein Geschenk gemacht, und sie hatte es angenommen; das war auffällig, denn die dänischen Mädchen sind sonst zurückhaltend, insbesondere gegen Fremde, und Geschenke nehmen sie nicht ohne Weiteres an. Sollte der stille Deutsche das Herz der schönen Dänin schon gewonnen haben?

Ich beschloß, weiter zu beobachten, und als ich eines Morgens früher aufstand als gewöhnlich und in die Wirthsstube trat, sah ich hier in der That bereits Martin stehen, und aus seinem Arme wand sich Thyra mit einem leisen Schrei und entloß schleunigst, als sie mich eintreten sah. So hatte ihr Herz also doch die Sprache der Liebe verstanden, trotzdem sie die Sprache des Geliebten nicht verstand.

Ich hatte zwar Jensen außerdienstlich nichts zu sagen, aber ich nahm ihn doch freundschaftlich bei Seite und fragte ihn, wie er dazu komme, mit dem Mädchen eine Liebschaft anzuknüpfen.

„Ich weiß nicht, Meister,“ sagte er mir, „wie's geschehen ist. Ich habe früher wohl auch gern nach den Mädchen gesehen und ich war vernünftig, wenn ich mit ihnen tanzen und plaudern konnte, aber so war es mir noch nicht zu Muth, als hier. Am ersten Tage, als ich Thyra sah, da sagte ich mir: diese oder keine! und wenn es Dir das Leben kosten sollte, so wirst Du es versuchen, dieses Mädchen zu gewinnen. Ich bin sehr unbeholfen Mädchen gegenüber, aber wir haben uns doch gefunden, und nun ist es mein einziges Bestreben, daß Thyra mein Weib wird, sobald wir hier mit unserer Arbeit fertig sind.“

„Das ist etwas Anderes,“ entgegnete ich, ihm die Hand reichend. „Ich freue mich, daß Sie ehrliche Gefinnungen haben. Aber wird Thyra so ohne Weiteres mit Ihnen gehen und ihren Vater allein lassen?“

„Sie wird es,“ entgegnete Martin, „denn sie scheint sich sehr unglücklich zu Hause zu fühlen. Ihre Mutter ist todt, ihr Vater ein roher Patron, der auch trinkt. Vor Allem aber, hat sie mir gesagt, möchte sie aus dem Elternhause fort, weil sie ihr Vater mit Jemandem zu verheirathen gedenkt, den sie nicht will.“

„Und Sie wissen, wer dieser Mann ist?“ fragte ich.

„Nein,“ antwortete Martin. „Es paßt mir nicht, Thyra darnach zu fragen, wenn sie es mir nicht selbst sagen will.“

„Dann will ich es Ihnen sagen,“ entgegnete

ich, „es ist Olaf Nielsen, und ich möchte Ihnen rathen, auf der Hut zu sein, denn ich vermuthete, Nielsen wird sich nicht so ohne Weiteres die schöne Thyra und das hübsche Antlitz, das diese ererbt, von Ihnen weg schnappen lassen. Also vorsichtig, lieber Martin. Ich wünsche Ihnen Glück zur Eroberung des schönen Mädchens, aber denken Sie daran, daß Sie sich selbst und uns Alle schädigen, wenn Sie in offenen Streit mit Nielsen kommen. Die Bevölkerung hier sieht uns ohnehin mit scheelen Blicken an.“

Martin hatte, als ich ihm diese Auseinandersetzungen machte, ziemlich gleichgiltig zugehört, nur als ich den Namen seines Nebenbuhlers nannte, war er etwas blaß geworden und hatte dann die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt. Er reichte mir aber jetzt die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen für den guten Rath, Meister, und will ihn befolgen.“

Dann verließ er das Zimmer und ging nach dem Schuppen, um sich für die Arbeit anzuziehen.

Wir hatten an einem der nächsten Tage ungefähr eine Stunde lang gearbeitet, und Martin befand sich mit einem anderen Kollegen gerade im Wasser, als plötzlich letzterer mit der Signalleine das Zeichen gab und bald darauf an die Oberfläche kam. Der Taucher hat nämlich nur nöthig, durch Festhalten die Klappe zu schließen, durch welche die ausgeathmete Luft wieder entweicht, um sofort an die Oberfläche zu gelangen, weil in solchem Falle seine ganze Gummikleidung und die Höhlung des Taucherhelms mit Luft angefüllt und so der Körper des Tauchers so leicht gemacht wird, daß er im Wasser wie ein Gummiball unwiderstehlich nach oben getrieben wird.

Der Taucher hatte sich mit einer Art am Bein verletzt, und zwar bei dem Versuche, in das zweite, mit Metallbarren beladene Schiff einzudringen. Er mußte natürlich sofort ausgekleidet und verbunden werden, und ich befahl, daß ein Mann von der nächsten Ablösung sich zurechtmachen solle. Als ich nach meiner Vorschrift den Mann revidirte, sah ich zu meinem Erschrecken, daß es Olaf Nielsen war.

Einen Augenblick wurde ich schwankend und schon überlegte ich, ob ich nicht unter irgend einem Vorwande Nielsen zurückhalten sollte, aber in demselben Augenblick hatte er auch schon den Helm auf dem Kuraß fest angeheftet, die Glasscheibe eingesezt und war über Bord auf die Treppe getreten, die zum Wasser führte. Ihn zurückzurufen, hatte ich eigentlich keinen Grund, und ich ließ ihn daher gehen. Und doch that ich Unrecht, meiner ersten Regung nicht zu folgen.

Als Nielsen unten ankam und mit seiner Lampe die Umgebung absuchte, entdeckte er bald Martin, welcher mit einer Art an den Planken des Schiffes arbeitete, um hinein zu kommen. Olaf näherte sich ihm und legte seinen kupfernen Helm an denjenigen Martin's. Berühren sich nämlich die Helme, und die Taucher sprechen innerhalb derselben, so können sie sich, wenn auch nicht allzu deutlich, miteinander verständigen.

Martin horchte auf das, was Nielsen ihm sagte, und hörte heraus:

„Du bist ein Narr, daß Du Dich hier abquälst. Es gibt ein viel besseres Mittel, um in das Schiff hinein zu gelangen. Krieche durch die Deckluke hinein! Ich gebe hier draußen Acht und helfe Dir, wenn etwas geschieht.“

Die Sache war höchst gefährlich, aber Martin wollte vor seinem Nebenbuhler nicht zaghaft erscheinen und beschloß, in das Innere des Schiffes hinabzusteigen. Er wußte, daß sein Leben auf dem Spiel stand, wenn er sich mit seinem Luftschlauch oder mit seiner Signalleine

in dem unbekanntem Innern des Schiffes irgendwo verwickelte und dadurch der Fähigkeit einer Verbindung mit der Wasseroberfläche beraubt wurde. Er war deshalb vorsichtig genug, etwas von der ausgeathmeten Luft zurückzuhalten, so daß sich kein Anzug einigermaßen aufblähte und er jetzt, als er in den Rumpf des Schiffes hineinstieg, im Wasser schwebte und keinen Fall thun konnte, weil ihn selbst die schweren Bleisohlen an den Füßen nur langsam sinken ließen.

Seine Lampe leuchtete, als er sich durch die Luke hinabließ, um ihn herum und zeigte ihm, daß er sich in der Kapitänskajüte befand.

Wie sah es aber dort aus! Zerschmettert waren die Zwischenwände, welche die Kajüte vom Lagerraum und vom Maschinenraum trennten; durcheinander schwammen nautische Instrumente, Möbelstücke und Waaren.

Plötzlich erlosch Martin's Lampe, und zugleich fühlte er einen Stoß des Wassers auf seinen Helm, und als er eine Bewegung zu machen versuchte, bemerkte er, daß er mit seinem Luftschlauch irgendwo festsaß, da dieser ihn an der Bewegung verhinderte.

Ein furchtbarer Schreck bemächtigte sich Martin's, denn er kam sofort auf den richtigen Gedanken, daß die Luke zugefallen oder absichtlich zugeschlagen worden sei, und daß er sich rettungslos im Innern des Schiffes eingeschlossen befinde. Ob die Luftzuführung schon jetzt durch Zusammendrücken des Luftschlauches unterbrochen sei, konnte er nicht wissen. Der eigenthümliche Luftornister des Tauchers ist nämlich so eingerichtet, daß er noch vier bis fünf Minuten lang den Taucher mit Luft versieht, nachdem die Verbindung mit der Wasseroberfläche aufgehoben ist.

Natürlich schossen durch den Kopf Martin's die Gedanken blitzartig schnell, und so errieth er auch sofort, daß Nielsen die Luke absichtlich geschlossen habe, um ihn hier unten eines entsetzlichen Todes sterben zu lassen.

Mit verzweifeltstem Zerrn suchte Martin sich loszumachen, aber er saß an der Signalleine und an dem Luftzuführungsschlauch fest und konnte nicht einen Schritt vorwärts thun. Er überlegte kurz. Ungefähr vier Minuten lang konnte noch die Luft, die er im Tornister hatte, ausreichen, selbst wenn der Luftschlauch vollständig durch Zusammendrücken geschlossen war, dann aber mußte er ersticken oder, wenn er sich selbst die vorderste Glasplatte des Taucherhalters zerschmetterte, ertrinken.

Er faßte in dieser äußersten Gefahr einen verzweifeltsten Entschluß. Er riß das Messer heraus, welches jeder Taucher an der rechten Gürtelseite trägt, schnitt die Signalleine durch, und nach einigem vergeblichen Bemühen auch den Luftzuführungsschlauch.

So konnte er sich jetzt wenigstens frei bewegen, und mit vorgestreckten Händen machte er in der Dunkelheit rasch einige Schritte im Wasser vorwärts. Nichts stellte sich ihm entgegen, nur stieß sein Fuß plötzlich an einen eisernen Gegenstand, und er entdeckte, daß er in den Maschinenraum gekommen sei. In demselben Augenblick sah er auch einen hellen Schimmer vor sich im Wasser, auf den er zustrebte, um zu erkennen, daß derselbe von dem Licht über der Wasseroberfläche herrühre, welches matt bis in diese Tiefe herableuchtete und durch ein großes dickes Glas in den ehemaligen Maschinenraum fiel. Solche große, runde Glasscheiben, die auf Zapfen drehbar sind, findet man stets in den Maschinenräumen der Dampfschiffe, und jetzt stand oder schwebte Martin unmittelbar vor einer solchen Glasscheibe.

Sofort kam ihm der Gedanke, die Scheibe zu zerschlagen, um sich durch sie einen Ausweg zu bahnen. Woher aber den Gegenstand nehmen, um das dicke Glas zu zertrümmern?

Jede Sekunde war kostbar. Martin wußte es, daß er vielleicht noch zwei Minuten Luft hätte; dann war er verloren.

Er griff nach den Bleisohlen an seinen Füßen, löste eine derselben ab und ließ sie mit wichtigen Schlägen auf die dicke Glasscheibe fallen. Seine Bemühungen schienen zuerst vergeblich, nach einiger Zeit aber zersplitterte das Glas in kleine Stückchen; der Druck des neu eindringenden Wassers stieß Martin erst zurück, dann aber strebte er mit aller Gewalt nach der Oeffnung, durch die er sich retten wollte.

In dem Augenblick, in welchem seine Hände ohne Rücksicht auf die Glassplitter, die noch in der Messingfassung saßen, den Rand der Oeffnung erfaßten, besiel ihn der furchtbare Gedanke, daß die Oeffnung für ihn zu klein sein könnte. Mit einer fürchterlichen Anstrengung hob er sich empor und mit aller Gewalt zwängte er seinen Körper hinaus. Wohl knirschten in seinem Helm die Glasplatten, als wollten sie brechen, wohl fühlte er, wie sich der kupferne Auffatz des Helmes und sein Kiraß verbog und das sich einbiegende Metall seine Muskeln und Knochen zu zerquetschen drohte, im nächsten Augenblick aber war er hindurch. Er schloß die Luftausblaseklappe und flog dadurch schnell empor an die Wasseroberfläche, deren Licht er mit nicht zu beschreibender Freude begrüßte.

In demselben Augenblicke aber merkte er, daß der Luftvorrath zu Ende sei, er fühlte es, wie sich eine Lähmung auf seine Lungen und auf sein Gehirn legte; dann verließen ihn die Sinne.

Während dies in der Meerestiefe vor sich ging, hatten wir oben auf dem Taucherschiffe bange Minuten durchlebt. Kaum war Nielsen einige Zeit unter Wasser, als der Mann, welcher Martin's Signalleine lose in der Hand hielt, mir meldete: „Die Leine sitzt fest!“

In demselben Augenblicke schrie auch der Mann, der das Manometer an der Luftpumpe beobachtete: „Der Luftschlauch ist verstopft!“

Namenloser Schreck erfaßte uns. In diesem Augenblick schrie ein dritter Mann: „Die Luftblasen steigen nicht mehr auf!“

Sobald nämlich die Taucher unter Wasser befindlich sind, sei es selbst in der größten Tiefe, so steigt die verbrauchte Luft, die durch die eigenthümliche, gegen das Eindringen des Wassers geschützte Ausblaseklappe gestoßen wird, in Blasen an die Oberfläche empor, so stets den Ort verrathend, wo sich die Taucher aufhalten. Diese Blasen hatten jetzt aufgehört, es mußten also beide unten Befindlichen in großer Gefahr schweben. Mit fieberhafter Hast legten die beiden Taucher, die für alle Fälle stets bereits stehen, den Helm auf und machten sich fertig zum Hinabsteigen.

Die beiden Männer beeilten sich so viel als möglich, hinabzukommen zu ihren beiden gefährdeten Kameraden, denn daß ein Unglück geschehen sein mußte, war als selbstverständlich anzunehmen.

Unmittelbar darauf rief der Mann, der die Signalleine Nielsen's in der Hand hatte, mir zu, dieselbe solle jetzt ebenfalls fest, und in meinem aufgeregten Gehirn spiegelte sich jetzt ein Bild ab, welches mir die beiden Nebenbuhler in furchtbarem Kampfe miteinander da unten ringend zeigte.

Da belehrte mich ein plötzlich ausbrechendes Jubelgeschrei meiner Mannschaft, daß etwas Neues geschehen sein mußte. Ich erblickte unmittelbar neben dem Schiffe den Helm eines Tauchers und dann die luftgeblähte Gestalt, die bis zur Wasseroberfläche emporgetrieben war. Mit wenigen Griffen hatten zehn Hände den Taucher in das Schiff gezogen und die vordere Glasplatte des Helms herausgeschraubt.

Wir blickten in das fast blau gewordene Gesicht Martin's, das entsetzlich ausah. Wenige

Minuten später, und jede Rettung wäre unmöglich gewesen. Jetzt aber verlor sich allmählig die blaue Farbe, die Lippen öffneten sich, um gierig die entbehrte Luft einzuziehen, und ein tiefer Seufzer hob die Brust des fast ersticken Mannes. Er war gerettet. Man legte ihn auf Deck nieder, nachdem ihm der Helm abgenommen worden war, und, böser Ahnung voll, untersuchte ich ihn, ohne jedoch irgend eine Verletzung an seinem Körper zu finden. Er schien also nur infolge mangelnder Luft ohnmächtig geworden zu sein.

Jetzt gaben die beiden eben hinabgestiegenen Taucher das Zeichen, daß sie heraufgezogen sein wollten; dies wurde mit aller Schnelligkeit von den Kameraden an Bord ausgeführt. Die Taucher kamen mit schreckensbleichen Gesichtern herauf und erzählten, nachdem ihnen der Helm abgenommen worden war, daß Nielsen unten todt auf dem Schiffe liege und merkwürdigerweise nicht von demselben losgebracht werden könne. Sein Luftornister sei zerschmettert, und die Verbindung zwischen dem Tornister und dem Munde zerrissen.

Ich befahl sofort noch zwei anderen Tauchern, sich anzuziehen und mit den unten gewesenen nochmals hinabzusteigen.

Unterdessen erwachte Martin zum Leben und konnte Nachricht geben von dem, was vorgefallen war. Bald darauf kamen auch, zum größten Theil getragen von der in ihrem Körper enthaltenen Luft, zwei Taucher wieder an die Oberfläche, zwischen sich den entseelten Körper Nielsen's haltend. Wir nahmen dem Unglücklichen Helm und Kleidung ab, aber jeder Rettungsversuch war vergeblich. Daß war todt, ein Opfer seiner eigenen Bosheit und Rachsucht geworden.

Nach unserer Annahme mußte es unten folgendermaßen hergegangen sein. In dem Augenblick, in dem Daß die Luke schloß, durch welche Martin in das Schiff hinabgestiegen war, klemmte sich ein Theil seines faltigen Gewandes zwischen die Lutenthür über Deck und riß ihn im Fallen auf die Luke nieder, ihn festhaltend und gleichzeitig mit dem Luftornister heftig auf das Deck schleudernd. Nielsen, der bisher nur an den Staphander-Taucheranzug gewöhnt war, bei welchem die Luftzuführung direkt durch den Helm und nicht durch den Tornister erfolgt, hatte wohl auf diesen gefährlichsten Apparat am allerwenigsten geachtet und war außer Stande, sich zu bewegen, als sein Tornister bei dem heftigen Sturz brach, und die schwere, wieder geschlossene Luke das Ende seines Anzuges festhielt. Jedenfalls blieb ihm nicht einmal so viel Kraft und Besinnung, um mit seinem Messer den eingeklemmten Theil seines Anzuges loszuschneiden. Da ihm sofort alle Luft abgeschnitten war, mußte er sehr schnell erstickt sein.

Großes Aufsehen machte es am Strande, als wir mit der Leiche zurückkehrten, und Erik Haiger tobte wie ein Unsiniger, als er erfuhr, daß sein Freund Nielsen umgekommen sei.

Die gewissenhaft geführte Untersuchung ergab klar die alleinige Schuld Nielsen's und den Beweis, daß er den Mord Martin's auf Anrathen Haiger's geplant habe. Die Zeugenaussagen belasteten Erik Haiger so sehr, daß dieser plötzlich verschwand, um der bevorstehenden Verhaftung zu entgehen.

Wir konnten ohne weiteren Unfall vierzehn Tage später unsere Arbeiten beendigen und nach Hamburg zurückkehren. Vorher aber wohnten wir noch einer stillen Trauung bei, derjenigen Thyra's mit unserem Martin. Thyra erhielt ihr Vermögen auszubezahlt und fuhr mit uns nach Hamburg, wo Martin eine Gastwirthschaft eröffnete. Er hat das Tauchen als Beruf gänzlich aufgegeben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Oberst Soules als Schmuggler. — Nach einem siegreich beendeten Feldzuge kehrten die Grenadiere der alten Garde, an ihrer Spitze der Oberst Soules, nach Frankreich zurück und passirten auf ihrem Marsche Mainz. Es war die Zeit der Kontinental Sperre, der Steuerdirektor mochte wohl den Verdacht haben, daß Soldaten wie Offiziere die Gelegenheit benützen würden, englische Waaren über die französische Grenze zu schmuggeln, und machte deshalb dem Obersten die Anzeige, daß sowohl sein Gepäck wie das seiner Soldaten von den Zollbeamten durchsucht werden müßte, kam jedoch bei Soules sehr übel an.

„Welcher von Ihren Leuten es wagt, nur ein einziges Gepäckstück meiner Soldaten zu berühren,

den lasse ich in den Rhein werfen,“ erklärte der Oberst mit der größten Entschiedenheit.

Als trotzdem die in großer Anzahl versammelten Zollbeamten sich anschickten, die Durchsuchung vorzunehmen, ließ der Oberst Quarrés formiren, das Gepäck in die Mitte nehmen und den sich Nähernden die gefällten Bajonnette entgegenstrecken. Der Steuerdirektor, dem es doch nicht gerathen schien, die Sache auf die Spitze zu treiben, befahl den Beamten, sich zurückzuziehen und das Regiment ohne Durchsuchung passiren zu lassen, aber er sandte seinen Bericht über den Vorfall an seine vorgesezte Behörde in Paris, von welcher er an den Kaiser gelangte, noch ehe das Regiment in seine Garnison eingerückt war.

Bei jeder anderen Gelegenheit wäre die Sache für den Urheber bedenklich gewesen, die alte Garde und ihr Anführer hatten aber in den letzten Schlach-

ten wieder so viele Lorbeeren gepflückt, daß Napoleon da nicht zürnen und strafen konnte, wo er zu belohnen hatte. Er beschloß den Vorfall nicht ernsthaft zu nehmen.

Unmittelbar nach Soules' Ankunft in Courbevoie, seiner Garnison, ward er zum Kaiser befohlen und sehr gnädig empfangen. Nachdem sich Napoleon eine Zeit lang mit ihm über die Thaten und Verhältnisse der Garde unterhalten hatte, sagte er plötzlich: „A propos, Soules, was hast Du denn da in Mainz angerichtet? Meine Zollbeamten in den Rhein werfen wollen? Gestehe, Du hast Dir einen Scherz mit ihnen gemacht.“

„Es war mein Ernst, Sire.“

„Ei geh' doch, Du würdest das nicht gewagt haben.“

„Das Gepäck meiner alten Grenadiere unter-

Humoristisches.



Ausgeplaudert.

Besuchende Dame: Also, ihr zieht im nächsten Monat von dieser Stadt fort?

Die kleine Anna: Jawohl, Papa ist versezt worden.

Die kleine Luise (vorwürfsvoll): Aber, Anna, weißt Du denn gar nicht mehr, daß Mama es streng verboten hat, es auszubladern, wenn bei uns etwas versezt wird?



Gefränkte Unschuld.

Haus herr: Aber, Minna, weshalb heulen Sie denn so fürchterlich?

Köchin: Da soll man nicht heulen, wenn man so schlecht gemacht wird, und die Frau sagt, man habe sie um eine Mark betrogen und es sind nur achtzig Pfennige gewesen.

suchen, hieß sie beschimpfen, und ich hätte das unter keiner Bedingung geduldet, Sire, darauf gebe ich Ihnen mein Wort.“

„Aha, jetzt sehe ich, wie es steht, Du hast Contrebande gehabt,“ versetzte der Kaiser lachend. „Du hast Dir wahrscheinlich neues Tuch mitgebracht, weil Du neue Uniformen brauchst, da ich Dich — hiermit zum General ernenne.“

„O Sire!“

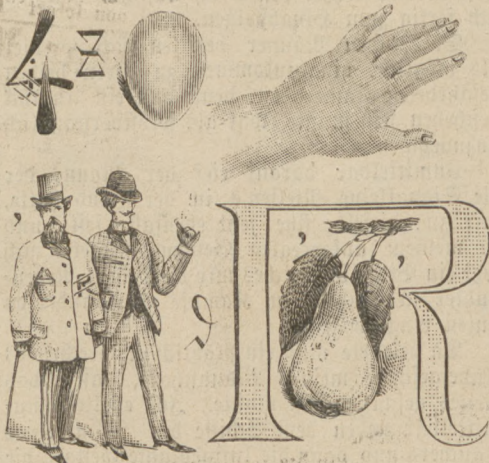
„Schon gut, General, aber wiederhole mir den Scherz nicht, denn ich gebe Dir mein Kaiserwort, beim zweiten Male lasse ich Dich erschießen. Jetzt gehe und bestelle Deine neue Uniform.“

Die letzten Worte wurden in einem Tone gesprochen und von einem Blicke begleitet, die den General nicht an dem Ernst der Drohung zweifeln ließen und ihm wohl jeden Gedanken an eine Auflehnung gegen die kaiserliche Zollbehörde für die Zukunft benommen haben mögen. [F. H.]

Noch wunderbarer. — Ein vielgesuchter Arzt sagte zu Lord Effingham: „Es ist merkwürdig, in Grönland werden die Menschen häufig hundert Jahr und darüber alt, und dort gibt es keinen Arzt. Ist das nicht wunderbar?“

„Bei uns in London gibt es mehrere tausend Aerzte,“ erwiderte der Lord, „und Mancher wird trotzdem hundert Jahre alt; ist das nicht weit wunderbarer?“ [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 7:

Kalte deinen Biß im Zaum — Leicht macht er dem Haffe Raum

Räthsel.

Es ist ein Weib — ein Fräulein
Aus einem Inselreich;
Ist wo davon die Rede,
Denkst Du an „Blonde“ gleich.

Es lähmt die Arbeitskräfte,
Gesellt sich's zu dem Muth,
Weil dann ein trüber Schatten
Auf Deiner Stirne ruht.

Gebrauchst Du's mit Verstandniß,
Was wird die Folge sein?
Es stellt an allen Ecken
Sich lauter Wirrwarr ein.

Und gehet es der Ernte
Zur Herbstzeit voran,
Dann ist nicht gut zu sprechen
Darauf der Bauersmann. [Emil Noet]

Auflösung folgt in Nr. 9.

Auflösungen aus Nr. 7:

des Räthfels: Essen; der Charade: Feldzug.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Romanzeit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher
Germann Schönlank Nachfolger) in Stuttgart.